

Ingeborg Rapoport

MEINE ERSTEN
DREI LEBEN

neues leben

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder
ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder
veröffentlicht werden.**

Verlag Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01904-0

1. Auflage dieser Ausgabe 2021

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung von Fotos von Archiv edition ost (Cover)
und picture alliance/ullstein bild (U4)

www.eulenspiegel.com

Dieses Buch erschien erstmals 1997 im Verlag edition ost.
Die nun vorliegende Ausgabe wurde um ein Vorwort
von Daniel Rapoport ergänzt.
Die Rechtschreibung wurde angepasst.

Inhalt

Vorwort von Daniel Rapoport 9

Vorwort von Ingeborg Syllm-Rapoport 13

Mein erstes Leben – 1912 bis zur Emigration in die USA 1938 15

Mein Vater, Familienchronik und ein Silberdollar 15

Kamerun, deutsche Kolonie 22

Hamburg, Loogestieg 17 27

Meine Cousine Hilde 29

Schule schwänzen mit Winnetou 33

Schwärmerei und Hungerstreik 37

Treue Seelen 43

Unsere Wohnung 45

Die jüdischen Vorfahren 52

Meine kleine Omima und mein Großvater 54

Die beiden Feibes-Kinder 58

Musik 67

Meine Mutter 69

Kinderparadies 72

Konzerte und Lampenfieber 75

Ersehnte Flügel 79

Armut und Scheidung 84
Die Nazis kommen 89
Lesen und Lernen 98
Meine Gisela 100
Ich will Ärztin werden 106
Jürgen, Hans und Wumo 114
Abschied von Deutschland 119

Mein zweites Leben – USA 1938 bis 1950 123

Das erste Internship 123
Studienbewerbungen an 48 Medical Schools 133
Woman's Medical College of Pennsylvania 141
Frances Preston-Brown 150
Baltimore General Hospital 158
Edwards A. Park und das Johns Hopkins Hospital 162
Helen Taussig und Harriet Guild 165
Familie Aschaffenburg 173
Cincinnati – Children's Hospital and Research Foundation 181
Katie Dodd 186
Einblendung: Oktober 1990 190
Durchbruch der modernen Vorstellungen über die Körper-
flüssigkeiten 194
Liebe – Hochzeit – Honeymoon 197
Mitja – Wissenschaft und politische Arbeit 202
Unser Pfingstrosenhäuschen 213
Gedanken über Wissenschaft und Wissenschaftler 216
Mitjas Eltern kommen 223
Wie der Papa die Mama geheiratet hat und alles Drum
und Dran 225
Flucht aus Odessa, eine neue Heimat in Wien 230
Tommy kommt zur Welt – Mitja geht nach Japan 247
Die letzten drei Jahre in Cincinnati sind angebrochen 255
Von McCarthy's Committee verfolgt 270

Mein drittes Leben – Rückkehr nach Europa 281

- Von Zürich nach Wien 282
- McCarthy erreicht uns auch in Wien 295
- Lisa – Abschied von Wien 301
- Erste Eindrücke in Berlin 311
- Menschen aus der Nachbarschaft 316
- Hausgenossen 338
- Wieder berufstätig 343
- Aspirantur zur Erlangung der Habilitation 351
- Forschung, Lehre und Leben am Biochemischen Institut
der Humboldt-Universität 359
- Heinz Brandt, die Hollitschers, Robert Havemann 376
- »Störfrei machen vom Westen« Mitjas Lehrbuch 384
- Otto Warburg und Karl Lohmann 392
- Ein Blick auf unsere Kinder 395
- Gedanken zum Bildungs- und Erziehungssystem in der DDR 399
- Über die Schulen unserer Kinder 410
- Die DDR – ein »Unrechtsstaat«? 424
- Kinderklinik der Charité 438
- War ich ein »Täter«? 445
- Joseph Dieckhoff 454
- Blick in die Dritte Welt 462
- Die Horizonte der Medizin weiten sich 469
- Beginn eines neuen Berufsabschnittes – Die Neonatologie 475
- Unsere Freundschaft mit der Familie des Pharmakologen
Fritz Jung 494
- Sowjetunion 499
- Bekennnis zur Nostalgie 510
- Urnengeflüster – ein unziemlicher Exkurs 518
- Abschiedsworte an Joshua 526

Vorwort von Daniel Rapoport

Das ist das Buch einer außergewöhnlichen Frau. Sie hat die Neugeborenenklinik von Amerika nach Deutschland gebracht. Zuvor hatte sie, als Jüdin verfolgt, aus Deutschland in die USA fliehen müssen. Dann floh sie, verfolgt als Kommunistin, aus den USA zurück nach Europa. – Man fragt sich, wie jemand bei so viel Gefliehe überhaupt noch Wesentliches leisten kann. Ingeborg Rapoport konnte. Sie war eine große Ärztin, der älteste Mensch der Welt (mit 102 Jahren), der je eine Doktorprüfung bestanden hat. Und sie war meine Großmutter »Imo«.

Eigentlich hatte sie diese Erinnerungen in den Jahren 1996 und 1997 für den familieninternen Gebrauch geschrieben. Sie sollten uns die Geschichte unserer Herkunft erzählen. Für Imo wurde es eine Lebensbeichte. Der Ton ist hier zwangsläufig ernster und nachdenklicher, als ich sie kannte. Sie war witzig, konnte komisch bis zur Albernheit sein und zugleich auf rührende Weise naiv und mädchenhaft. In ihren späten Jahren habe ich meine Großeltern regelmäßig besucht und bei immer gleichem Gedeck – Käsekuchen und ein Kännchen stark gebrühten Earl Greys – über Politik, Wissenschaft und Kunst geredet. Nie ging es um Nebensächliches oder Irrelevantes.

Imo richtet die Beichte an Joshua, ihren ungeborenen Enkel, meinen ungeborenen Bruder oder Cousin. Dieser kleine Kosmonaut im großen Raum der Möglichkeiten ist natürlich kein Zufall und auch

kein bloßer erzählerischer Trick. Imos Leben kreiste um Ungeborene, Neugeborene, Ankünftige, Schutzbedürftige. Sie, die vielfach selbst des Schutzes bedurfte, hatte sich zur Aufgabe erkoren, das Leben, wo es ins Leben tritt, in Empfang zu nehmen, es zu behüten und ihm Wachstum und Entfaltung zu ermöglichen.

In der damals deutschen Kolonie Kamerun geboren, wuchs sie in Hamburg als Tochter eines christlichen Vaters und einer jüdischen Mutter auf. Wiewohl sie nie so recht an Gott glauben mochte (ihn aber auch nicht kategorisch ausschloss), rührte sie jener Teil der religiösen Tradition, der Barmherzigkeit predigt. Er formte, vielleicht von ihr unbemerkt, ihren Lebenskern. Handelnd hat sie den altehrwürdigen Begriff der Barmherzigkeit für sich und das 20. Jahrhundert aktualisiert, ihn aus einer dulddenden und vereinzelt Tugend in eine tätige, organisierte, wissenschaftlich unterlegte Form überführt. Diese Form fand sie weltanschaulich im Kommunismus, professionell in der Neonatologie.

Der Beruf stand früh fest, den Kommunismus lernte sie später kennen. Der ihn ihr nahebrachte, das war die Liebe ihres Lebens, Samuel Mitja, mein Großvater. Man kann sie nicht ohne ihn und ihn nicht ohne sie begreifen. Sieht man einmal ab von Philemon und Baucis ist mir keine Erzählung bekannt, die ein Liebespaar zeichnet, das einander so ergänzt, beflügelt und ein Leben lang entzückt. Dabei wäre solch ein Paar gewiss unsterblich und der Ruhm seines Autors unverlöschlich.

Das Leben, das ja bekanntlich die besten Geschichten schreibt, ist trotzdem ein seltsam ruhmloser Autor. Es mag wohl daran liegen, dass ihm dann doch vieles recht gründlich misslingt. Seinen Hang zum Fragment sieht man ihm ungern nach.

Glücklicherweise waren meiner Großmutter und ihrem Mitja ein sehr langes und auf eine Weise wildes Leben beschieden. Imo wurde 104 Jahre alt und blieb bis zum Schluss ganz und gar beisammen und wunderbar alert. Nein, die mieseste Volte, die das Leben meinen Großeltern schlug, war wohl das Ende des Sozialismus in der DDR. An dessen Gelingen hatten sie ihre Hoffnung geknüpft und auf seine

Einrichtung und Verbesserung einen großen Teil ihrer Anstrengungen verwendet. Als sie begriffen, wie viele dieses Ziel nicht teilten, und die Freude im Land sahen, als es mit dem Sozialismus zu Ende ging, da hätten sie leicht den Boden unter den Füßen verlieren können.

Haben sie aber nicht. Mag sein, sie schwankten etwas. Aber Wissenschaftler, die sie waren, gingen sie sofort in die Analyse, suchten nach Fehlern im Versuchsaufbau und zogen ihre Schlüsse. Ein Teil dieser Suche ist das vorliegende Buch. Auch deshalb wurde es so interessant. Und trotz des schweren Themas wunderbar leicht zu lesen. Leichtigkeit entsteht nie aus Zufall. Imo konnte schreiben. Sie war mit vielen Talenten gesegnet, manche hat sie nie voll entfaltet. Es lässt sich kaum ermessen, welche künftigen Aufgaben unserer noch harren, wenn Entfaltung das Ziel sein soll und nicht einmal 104 Jahre dafür auszureichen scheinen.

Joshua, kleiner Bruder, sag, wie verhält sich das im unendlichen Raum der Möglichkeiten? Ist dort die Regel, was hier ausgeschlossen scheint: Ein Immerweiterwirken und Immerhöherwachsen? Oder muss selbst dort an Grenzen stoßen, was dauernd wachsen will? Und, Brüderchen, hat Imo Dir auch dies anvertraut: Es liegt die Hoffnung der Menschheit nicht nur in jedem neu Ankommenden, sondern auch in jedem, der geht.

Februar 2021

Vorwort von Ingeborg Syllm-Rapoport

Diese Aufzeichnungen entstanden ohne Notizen, lediglich aus der Erinnerung und sind daher so präzise oder unscharf, wie mein Gedächtnis eben arbeitet. Sie erheben keinerlei Anspruch auf geschichtliche Dokumentation, enthalten sogar schockierende historische Lücken. Vielmehr habe ich versucht, durch das Prisma von Menschen, die ich liebte und verehrte, bekannte und namenlose Menschen, jeweils ein Stückchen Geschehens unseres Jahrhunderts aufleuchten zu lassen.

Die Geschichte meines Lebens vollzog sich in drei Etappen: Kindheit, Jugend und Studentenzeit in Hamburg während der Weimarer Republik und des Hitlerfaschismus; Emigration als »Halbjüdin« und medizinische Lehrjahre in den USA, in denen ich Sozialistin wurde; und fast 40 Jahre ärztliche und wissenschaftliche Tätigkeit in der DDR. Jede dieser Etappen endete mit Abbruch und Neubeginn, aber trotz aller wechselvollen Geschehnisse war mein Leben voll persönlichen Glücks und unvergesslicher Erfahrungen.

Mein kleiner ungeborener »Beichtvater« Joshua hielt mich beim Schreiben ständig zu unerbittlicher, oft schmerzlicher Wahrhaftigkeit an – mir selbst, meinen Beobachtungen, Gedanken und Gefühlen gegenüber.

Er meinte, das sei ich meinen Kindern, Enkeln, Freunden, Schülern und nicht zuletzt auch mir selber schuldig.

Ich danke allen, die mich zum Schreiben ermutigt und hilfreich kritisiert haben, allen voran Mitja, unseren Kindern, meinem Cousin Hans Herz und Lothar Rohland, ohne dessen freundschaftliche Hilfe und Langmut dieses Buch nicht zustande gekommen wäre.

Ich danke auch dem Verlag edition ost für den Mut, die Erinnerungen einer unbekanntes Autorin zu drucken, insbesondere Waltraud Heinze und Günther Drommer sowie dem Verleger Frank Schumann.

Berlin, im September 1997

Mein erstes Leben – 1912 bis zur Emigration in die USA 1938

Mein Vater, Familienchronik und ein Silberdollar

Lieber Joshua! Dir soll gewidmet sein, was ich für Euch – Kinder und Enkel – aufschreiben möchte: ein wenig von der besonnenen und unwölkten Vergangenheit Eurer Vorfahren, damit etwas von dem bleibt, was mit »Imo« und »Opi« einmal verstummen und verblassen würde und doch buntes, vielfältiges und wechselvolles Leben war und unbemerkt und unerkannt in Euch hineingeströmt oder -gesickert ist. Hier und da ein Tröpfchen oder auch ein kräftiger Schuss.

Du sollst es sein, dem ich es erzählen will, weil Du ungeboren bleibst, weil es Dir gleich ist, ob Du auf Deinen Füßchen oder auf Deinem Kopf stehst – vielleicht gerade, weil Du so gern kopfstehst! –, weil Du Deinem Schwesterchen weise den ersten Platz eingeräumt hast und weil Du Deine Imo schweigend und geduldig anhören wirst.

Wie authentisch dieser Ahnenbericht wird, kann ich Dir nicht sagen – Opi könnte ihn besser schreiben, aber er scheut sich und außerdem weiß er von Imos Seite in Deiner Familie natürlich nichts Genaueres. Und mit der will ich beginnen.

Als ich klein war und meine Eltern noch zusammenlebten, besuchte uns von Zeit zu Zeit ein alter, fast tauber Verwandter, der den Stamm-

baum der Familie Syllm »bearbeitete«, was meine Mutter und leider auch mich maßlos langweilte. Mein Vater dagegen besaß einen ausgesprochenen Familienstolz. Da gab es ein dickes bebildertes Buch über Hamburger Patrizierfamilien, zu denen auch die Familie Syllm gehörte. Sie war etwa um das Jahr 1517 herum als Familie von Deichbauern aus Holland nach Stade und dann Hamburg gekommen und sie hat der Hansestadt Hamburg im Laufe der Zeit zwei Bürgermeister und einige Senatoren gestellt. Noch heute kann man unser Familienwappen im Hamburger Rathaus sehen: drei silberne Kornähren auf blauem Grund mit dem Wappenspruch: »per aspera ad astra«, was »Durch Mühen zu den Sternen« heißt.

An das Bild eines dieser Bürgermeister kann ich mich gut erinnern, vor allem an seinen großen weiß-getüllten Kragen und sein feierlich-schwarzes Gewand. Ansonsten sah er allerdings aus, als ob er das Leben und den Wein nach Kräften genossen habe.

Zu meiner Zeit spielte die Familie Syllm im öffentlichen Leben der Stadt schon keine Rolle mehr. Vielleicht war es aber der Name der alten Patrizierfamilie, der mir später die Aufnahme in die vornehme Heilwig-Schule sicherte.

Mein Großvater besaß ein Gut im Oldenburgischen. Er war ein fescher, gutherziger, stockdummer Rittmeister, der seine Pferde mit Champagner fütterte, »damit sie feuriger würden«. Ein Gemälde seiner jungen Frau hing bei uns im Esszimmer. Sie muss eine schöne Frau gewesen sein, jedenfalls gefiel sie mir mit ihren entblößten Schultern, dem schwarzen Spitzenkleid und den zarten Händen, in denen sie eine Rose hielt. Sie trug ihren Kopf hoch und blickte aus tiefblauen Augen in eine unbestimmbare Ferne. Es wäre ein ziemlich sentimentales Bild gewesen, wenn sie nicht eine kräftige Nase und volle, sehr rote Lippen gehabt hätte.

Dieses Bild spielte in meiner Jugend zweimal eine Rolle. Das erste Mal trug es mir einen echten Silberdollar ein. Ich muss etwa elf oder zwölf Jahre alt gewesen sein, als plötzlich der verschollene Bruder dieser längst und schon sehr jung an Krebs gestorbenen Großmutter bei uns auftauchte. Ich lag damals krank im Bett, er betrachtete mich

gerührt und gab mir das Geldstück, da ich ihn an seine Schwester erinnere. Ich fand das sehr merkwürdig, denn ich konnte beim besten Willen keine Ähnlichkeit zwischen mir und ihr erkennen. Dieser Onkel war vor dem preußischen Militärdienst ausgerissen, in den USA unter die Goldgräber gegangen und drüben reich geworden. Genauso wie er gekommen war, verschwand er wieder und wir hörten niemals mehr etwas von ihm.

Das zweite Mal rückte das schöne Bild meiner Großmutter in das Familiengeschehen, als mein Onkel Karl, einer der Brüder meines Vaters, während der Nazizeit eines Tages bei uns erschien – meine Eltern waren längst geschieden – und von meiner Mutter das Bild forderte: die »arische« Großmutter dürfe nicht im jüdischen Haushalt hängen. Er nahm neben dem Bildnis der Großmutter auch gleich das große holländische Gemälde mit, das an der gegenüberliegenden Wand unseres Esszimmers hing und eine Winterlandschaft mit vereistem Teich darstellte, auf dem Kinder im Schein einer rötlichen Wintersonne Schlittschuh liefen. Ich liebte auch dieses Bild sehr – aber es war wohl auch zu arisch. Und der »arische« Onkel vergaß auch eine uralte englische Standuhr nicht, die mit Messinggewichten aufgezogen wurde.

Zurück zu meinem Großvater. Ich kannte ihn nur als einen immer noch schönen alten Mann mit leuchtenden blauen Augen, sorgfältig gestutztem weißem Bart, der, wie ich mich erinnere, nie etwas anderes zu mir gesagt hat als »Na, mein Mäuschen?« Er wohnte zusammen mit seinem reizenden weißen Spitz, der für mich eine größere Attraktion darstellte als mein Großvater selbst, in einem hübschen kleinen Häuschen am Rande der Stadt. Sein Gut und seine Pferde hatte er damals bereits durchgebracht.

Mein Vater hatte drei Brüder und eine Schwester. Zwischen ihnen bestand keine innige Beziehung, außer dass von Zeit zu Zeit ein Familientreffen bei uns stattfand, zu dem zwei Frauen zum Kochen und Servieren engagiert wurden, beide von ziemlicher Körpergröße. Während die dicke Kochfrau die Allüren einer Herrscherin hatte, wirkte ihre hagere Schwester eher still und demütig. Unsere Wohnung schien zu dieser Gelegenheit wie verwandelt, die Küche dampfte und

duftete und es war verboten, sie zu betreten. Die Vorbereitungen erstreckten sich über zwei Tage und am Ende funkelte unser sonst ziemlich dunkles Esszimmer von Silber und Kristall. Ich durfte gute Nacht sagen, als alle noch bei Tisch saßen, und die Neige aus den Gläsern meiner Onkel trinken. Meine Mutter bemerkte meinen wein- und sektseligen Zustand meist zu spät und einmal war ich so beschwipst, dass ich angezogen in die Badewanne gefallen bin.

Mein Vater, der meinem Großvater wohl am ähnlichsten sah, wurde in eine Kaufmannslehre geschickt. Jung und unternehmungslustig, ging er nach China, nahm am Boxeraufstand teil, aus dem er unverwundet, aber mit einigen von uns Kindern sehr bewunderten Beutestücken zurück nach Deutschland kam. Am schönsten fanden wir ein kostbares Gewand, das mit Goldfäden wundervoll bestickt war. Später ging mein Vater für eine deutsche Firma nach Kamerun, das damals deutsche Kolonie war. Auf einem Europa-Urlaub lernte er meine Mutter kennen.

Meine Mutter war eine wirkliche Schönheit und mein Vater schilderte, dass er sich in ihren Gang verliebt habe: »Wie eine Bachstelze ging sie«, sagte er. Allerdings spielte auch das Vermögen meiner Großmutter eine sicher nicht unerhebliche Rolle, dass er den Antisemitismus in seiner Familie überwand und um die Hand meiner Mutter anhielt.

Keinem anderen Menschen habe ich so zwiespältige Gefühle entgegengebracht wie meinem Vater und auch nur ein einziges Mal ist mir klargeworden, dass er mich wohl doch geliebt haben muss. Es war auf einem meiner letzten Besuche bei ihm in Hamburg, als er beim Abschied auf dem Hauptbahnhof Tränen in den Augen hatte.

Du hast es gut, Joshua, Du wirst Dir nie Klarheit verschaffen müssen, wie Deine Eltern sind. Du spielst und drehst Dich in Deiner verborgenen dunklen Welt, Du ungeborener kleiner Gaukler. Du musst nicht zum Richter werden über Vater und Mutter und nicht zum Psychoanalytiker Deiner Gefühle für sie. Wir Geborenen hingegen müssen Rechenschaft ablegen, und das ist sehr schwer.

Mein Vater war sehr zurückhaltend, ein echter »Norddeutscher«. Er hing auch an der norddeutschen Landschaft, an der Weite, am Meer. So gingen die Urlaubswünsche meiner Eltern stets auseinander – mein Vater wollte See und Strand, meine Mutter sehnte sich nach den Bergen. Überhaupt waren ihre Instinkte immer entgegengesetzt. Während meine Mutter Musikerin durch und durch war, wollte mein Vater höchstens »mal einen netten Walzer oder eine Operettenarie« hören. Mein Vater hatte einen angeborenen Sinn für die bildende Kunst und er war es auch, der mich zuerst in Gemäldegalerien führte; meine Mutter habe ich nie über Malerei reden hören, auf ihren vielen großen Reisen waren es Naturerlebnisse, die sie begeisterten, nicht Kunst. Meinem Vater waren Religion und Kirche völlig gleichgültig, meine Mutter hatte immer wieder Perioden, in denen sie sich irgendwelchen Glaubens- oder mystischen Bewegungen hingab. Allerdings machte sie sich nach einer Weile immer wieder über sich selbst lustig und warf die Anwandlungen unbedenklich wieder hin. War mein Vater von Natur aus konservativ-deutschnational, so fühlte meine Mutter immer fortschrittlich. Mein Vater interessierte sich für Geschichte, meine Mutter für Menschen. Mein Vater hatte wenige Bekannte – meist Mitglieder des Südwestafrika-Clubs –, meine Mutter besaß viele innige Freunde, lebenslange enge und herzliche Freundschaften.

Wie konnten zwei so verschiedene Menschen sich vereinigen? Meinen Vater hat sicher das Äußere an seiner Frau angezogen. Als Neunzehnjährige war meine Mutter eine schwarzhaarige sanfte Schönheit mit großen träumerisch-schwarzen Augen. Mein um vierzehn Jahre älterer Vater und seine abenteuerliche afrikanische Existenz sind ihr als Flucht vor dem Alltag sicher willkommen gewesen.

Meine Großmutter, die kleine Omima, wie ich sie nannte, war so weltfremd, so ohne Arg und Menschenkenntnis, dass sie dem Heiratsantrag sofort zustimmte. Mein Vater hatte aber schon zu der Zeit falsche Angaben über seine Stellung gemacht und sich in ein günstigeres Licht gestellt, als es der Wahrheit entsprach. Später hat er hinter dem Rücken meiner Mutter ihr Vermögen durchgebracht, sie sieben Jahre lang heimlich mit einer anderen Frau betrogen und sie schließlich mit

einer Mark Haushaltsgeld und zwei Kindern von sieben und fünfzehn Jahren sitzenlassen, um die Geliebte zu heiraten. Als aber deren reicher Onkel hörte, dass seine Nichte einen geschiedenen Mann heiraten wollte, drohte er, sie zu enterben, worauf sie meinen Vater kurzerhand verließ. Nun versuchte mein Vater, wieder zu uns zurückzukehren, aber meine Mutter ließ ihn nie mehr in unsere Wohnung. Viele Jahre hielt sie ihren Zorn über seinen Verrat aufrecht und wachte eifersüchtig darüber, dass wir ihm ja nicht zu viel Liebe zuwandten.

Später wurde er ihr gleichgültig und nach dem Krieg schickte sie ihm regelmäßig Care-Pakete, damit er keine Not leiden müsse. Er hingegen muss sie auf seine temperamentarme Art wohl doch geliebt haben, jedenfalls hat er als alter Mann mir gegenüber eine solche scheue Bemerkung gemacht. In den Jahren, in denen ich die Ehe meiner Eltern erlebte, kam diese Liebe nie zum Ausdruck.

Mein Vater hatte sich immer einen Sohn gewünscht und als mein Bruder Hellwig zur Welt kam, war er überglücklich und wollte ihn zu seinem Alleinerben machen – darüber entbrannte zwischen meinen Eltern ein lächerlicher Streit. Zu guter Letzt hatte mein armer Vater nur noch seine Briefmarkensammlung zu vererben und einen Ring mit einem Lapislazuli, in den unser Familienwappen eingraviert war.

Zwischen mir und meinem Vater gab es in meiner Kindheit viele Stürme.

Mein Vater erwartete von mir, dass ich nach der Schule stets pünktlich zum Essen erschien. Leider war mir das unmöglich, da ich zu jener Zeit eine »beste Freundin« hatte, die ich täglich nach Hause begleiten wollte. Die aber hatte wiederum ein anderes kleines Mädchen zur Freundin, das sie zuerst heimgeleitete. So ging ich riesige Umwege und kam täglich zu spät. Da alle Ermahnungen nichts fruchteten, wurde mein Vater so zornig, dass er mich mit der Reitpeitsche schlug. Ich erinnere mich genau an Ort und Umstände und dass ich seinen Zorn ins Hilflöse aufreizte, indem ich schrie: »Hau nur weiter, es tut überhaupt nicht weh und ich bringe sie doch weiter nach Hause.«

Ich erinnere mich auch an einen anderen Sturm. Mein Vater liebte Sonntagsspaziergänge mit uns Kindern, zu denen wir besonders

herausgeputzt wurden. Einmal – ich muss sieben oder acht Jahre alt gewesen sein – war ein Besuch bei einer langweiligen alten Tante geplant und ich hatte überhaupt keine Lust. Meine Proteste halfen nicht. Ausstaffiert mit einem roten Mäntelchen mit Kutscherkragen und einem weißen Krägelchen mit getüllter Spitze, wurde ich widerstrebend auf die Straße gezerrt. Zu meiner tiefen Befriedigung hatte es geregnet. Blitzschnell riss ich mich los, stürzte in die pfützensasse Gosse und wälzte mich darin herum. Das Gefühl eines grenzenlosen Triumphes hat alle Folgen meiner Tat verdrängt. Jedenfalls konnte ich in meinem völlig verdreckten Zustand nicht mehr zu Besuch gehen. An derartige Stürme mit meiner Mutter kann ich mich nicht erinnern.

Ich glaube, dass ihm mein unbändiges und trotziges Wesen nicht wirklich zusagte, ein sanftes kleines, fügsames Mädchen wäre ihm lieber gewesen. Dagegen hat er meinen Bruder von Herzen geliebt.

Einmal hat uns mein Vater nach dem Kriege noch in Berlin besucht, aber ich glaube, es war keine glückliche Zeit für ihn. Die Kinder konnten mit dem alten, ungeschickten und kinderungewohnten Mann nichts anfangen und liefen vor ihm davon. Er starb in einem Hamburger Altersheim, allein, ohne Familie.

Von meines Vaters weiterer Familie kenne ich nur noch einen Bruder meiner Großmutter, der ein großes Gut in der Nähe des Harzes, mit Gutshof, Ziegelei, Wald und Feldern, besaß. Hellwig und ich mussten einmal unsere Sommerferien dort verbringen. Der Onkel Theo und seine Frau waren schon sehr alt, aber immer noch schrecklich streng. Bei Tisch durfte man nicht ungefragt sprechen, und das galt sogar für seine erwachsenen Söhne. Dort habe ich zum ersten Mal den Unterschied zwischen »Herrschaft« und »Gesinde« erlebt. Ich war schockiert von der Armut der polnischen Saisonarbeiter in der Tonfabrik. Das waren meine traurigsten Sommerferien und zum Glück mussten wir nie wieder dorthin.

Kamerun, deutsche Kolonie

Ein wahrer Rausch der Erinnerungen hat mich überkommen, vielleicht weil Du so still zuhörst, vielleicht aber auch, weil das alte, wehe Gefühl in mir wieder auftaucht, nirgends beheimatet zu sein.

Es hat sich früh ausgeprägt, das Gefühl des Nicht-völlig-Dazugehörens, und es hatte vielfältige Wurzeln: meine halbjüdische Herkunft, der soziale Abstand zu meinen Mitschülerinnen, meine kleine pummelige Gestalt, meine braunen und nicht blauen Augen, meine im Sommer braungebrannte Haut, meine Unsportlichkeit.

Meine Mitschülerinnen spielten in teuren Clubs Hockey, Tennis, liefen Schlittschuh, ritten auf eigenen Pferden und besaßen Boote auf der Alster. Sie spielten wie Zirkusjongleure in den Schulpausen mit sechs Bällen. Sie waren untereinander verwandt und ihre Eltern in Aufsichtsräten und Reedereien geschäftlich miteinander verbunden. Ihre Tanzstundenpartner waren ihnen vertraut. Ich blieb stets ein Mauerblümchen und übte mich im Vortäuschen eines interessierten Beobachters, während ich in Wirklichkeit unter tiefer Scham litt.

Meine Sympathie galt Tonio Kröger. Ich wurde eine fanatische Leseratte, von Karl May zu Storm, Dickens, Balzac, Dostojewski, Tolstoi, Thomas Mann, Jean Paul und Hölderlin, Nietzsche und Plato, ja sogar Kant las ich mit zwölf oder dreizehn Jahren.

Bei allem Anderssein und Draußenstehen war trotzdem keine feste Selbständigkeit in mir und meine Umgebung empfand mich zu meiner großen Überraschung durchaus als kraftvolles, lustiges und normales Kind, und in späteren Klassenzusammenkünften sind mir meine Mitschülerinnen in liebevoller Erinnerung gegenübergetreten. Meine Sehnsucht nach Kollektivität war ebenso groß wie mein Einsamkeitsgefühl und beides vibrierte in ständiger Spannung in mir.

Wie viele in dieser Weise fühlende Menschen mag es unter den Umständen der Weimarer Republik gegeben haben – wie viele werden es heute unter dem Schlagwort »Deutschland – einig Vaterland« sein? Was bedeutete mir Deutschland damals?

Wir wurden in der Schule zu einem kräftigen Groß-Deutschtum erzogen. Ich erbettelte mir von meiner Mutter Geld, um, wie die anderen, Papierziegelsteine kaufen zu können, die symbolisch auf Häuservorlagen aus dem Sudetenland oder Süddänemark geklebt wurden, und ich verstieg mich sogar zur Hindenburg-Verehrung, gerade weil ich damit in einen Gegensatz zu meiner Mutter geriet.

Ihr habe ich es zu verdanken, dass mir schon als kleines Kind die Verachtung der Polen als »schmutzige Pollacken« unrecht und unwürdig erschien. Die Kinder riefen »Pollicka, Pollacka, was kost' die Hacka?« Einmal bin ich in einem Kinderschwarm hinter Zigeunern hergelaufen und habe mitgesungen »Heinerle, Zigeunerle«. Die Zigeuner drehten sich nicht nach uns um, aber plötzlich überfiel mich eine solche Scham, dass ich weglief.

Ich sang mit Inbrunst »Deutschland, Deutschland über alles« – darin unterschied ich mich in nichts von den Kindern um mich herum. Ich fühlte mich deutsch. Allerdings brachte mich das Thema Kamerun als deutsche Kolonie nach und nach zu einem tieferen und eigenen Denken.

Meine Eltern hatten sich gleich nach ihrer Hochzeit nach Kamerun eingeschifft, wo mein Vater als Kolonialkaufmann in einer kleinen deutschen Siedlung, in Kribi, tätig war. Meine Mutter wurde sehr bald schwanger und zur Geburt des Kindes fuhren auch Omima und meine Tante Irm, die jüngere Schwester meiner Mutter, nach Kribi. Tante Irm lernte dort Hans Paschen kennen, der auch jahrelang für deutsche Firmen in Südwestafrika gearbeitet hatte, ein großer Jäger war und sich – zwanzig Jahre älter als Irm – leidenschaftlich in das temperamentvolle Mädchen mit den rotblonden Haaren verliebte. Diese Liebe wurde von Irm aus ganzem Herzen erwidert und hielt über Internierung, finanzielle Nöte und all die Jahre an, die Onkel Hans gelähmt im Rollstuhl zubrachte. Aus der Ehe zwischen Onkel Hans und Tante Irm entstammen meine beiden Cousinen: Hilde, zehn Monate jünger als ich, und nach zehnjähriger Ehe noch Ursula, die später mit ihrer Mutter nach England ausgewandert ist und dort heiratete.

Beide Familien, die Paschens und die Syllms, lebten unter der Aura des deutschen Kolonialismus. Dies hat sich in den Familien allerdings sehr unterschiedlich ausgewirkt. Bei den Paschens bewirkte sie eine Afrika-spezifische Abenteuerlust: Hilde verbrachte mehrere Jahre in Addis Abeba. Dort war ihr Mann von Kaiser Haile Selassie als Architekt für eine geplante Universität berufen worden. Ihr ältester Sohn wurde für eine Zeit Lehrer in Kenia und trauert seinen schwarzen Schülern noch heute nach. Ursulas Sohn nahm ein mehrjähriges Engagement als Dirigent an der Oper von Kapstadt an.

Weder mein Bruder Hellwig noch ich haben hingegen je eine Sehnsucht empfunden, nach Afrika zu fahren. In mir entwickelte sich im Gegenteil ein ständig wachsender Widerstand gegen jede Art Kolonialismus, der sich aus der wohlwollenden Überheblichkeit aller Bekannten aus dem Südwestafrika-Club meines Vaters speiste, ihrer geistigen Beschränktheit und Verachtung der schwarzen Völker. Dieser Geist vertrug sich übrigens mit ihrem zunächst noch verdeckten, später offenen Antisemitismus ausgezeichnet. Ein angeborenes Gerechtigkeitsgefühl machte mir den ganzen patriarchalischen Schwindel verdächtig. Die ökonomische Seite der Ausbeutung, das völkerrechtlich-politische Unrecht des Kolonialismus und Neokolonialismus habe ich erst viel später erkannt.

Zuerst fand ich es sogar lustig, in Kamerun geboren zu sein. Mein Geburtstag fällt auf den 2. September und damals, 1912, galt dieses Datum als Gedenktag für den Sieg bei Sedan. Die kleine deutsche Siedlung hisste anlässlich meiner Geburt die Fahnen, da ich dort im Umkreis von Tausenden Kilometern das erste weiße Baby war. Draußen auf Reede lag jedoch ein britischer Kreuzer, dessen Besatzung annahm, die Fahnen würden Sedan gelten. Und so flaggte die britische Marine – mir zu Ehren – in Wahrheit natürlich aus politischer Höflichkeit – über die Toppen!

Mein Geburtsort spielte später, als ich 1938 aus Hitlerdeutschland emigrierte, für mein USA-Visum noch einmal eine wichtige Rolle. Das Visum sollte mir gerade ausgehändigt werden, als der amerikanische Botschaftsangestellte entdeckte, dass ich nicht in Deutschland geboren

bin. Seine Vorschriften verlangten, dass nach Kribi telegraphiert und dort meine Geburt bestätigt werden musste. So wurde mir das Einreise-Visum Nr. 1 Kamerun – USA erteilt. Bei der Ankunft in New York wurde ich von oben bis unten gemustert, was mich an einen Ausruf meines kleinen Sohnes erinnert: »Mami, früher, als du noch ein Neger warst ...«

Meine »großdeutschen« Kindergefühle hatten also schon vor der Hitlerzeit einen Stoß erlitten.

Ein erstes Erzittern des politischen Grauens erlebte ich bei einer Nachtfeier mit einem Lehrer und einigen Schülern auf den Dünen von Sylt aus Anlass des »Anschlusses« des Saarlandes. Es kam zwar nicht zu einem lauten Triumph, aber gerade die unwidersprochene Befriedigung über den Anschluss dieses Territoriums an ein bereits deutlich faschistisches Deutschland war für mich ein großer Schock und wirkte wie ein blankes Schwert der Trennung zwischen den anderen und mir. Trotzdem: Ich fühlte mich als Deutsche, Deutschland war mein Vaterland. Heute sträubt sich alles in mir, dies so zu sagen. Deutschland hat mich verstoßen und ich habe es verloren, damals und jetzt.

Nach den Wahlen vom 18. März des Jahres 1990 habe ich es abermals verloren – verloren den kleinen Zipfel neuer Liebe für ein möglicherweise anderes Deutschland. Ich hasse Chauvinismus – das ist unbedingt richtig. Aber ich verabscheue auch Nationalismus und Patriotismus – und ob das richtig ist, weiß ich nicht. Lange Jahre sagte ich mir: Ich bin ein sozialistischer Patriot, ein »Patriot der sozialistischen Länder«. Was bin ich nun?

Die nicht assimilierten Juden der Diaspora fühlen sich als Teile eines jüdischen Volkes, einer jüdischen Geschichte. Sie haben eine gemeinsame geistige Heimat. Auch zu ihnen gehöre ich nicht. Mit den Juden verbinden mich tiefe Bande, die durch Mitja, meinen Mann, und meine Kinder immer stärker wurden – aber ich betrachte diese Bande als Schicksalsgemeinschaft, nicht als Zugehörigkeit zu einem Volk oder gar seiner Religion. Wir sind eben – vielleicht für alle Ewigkeit? – in einem kleinen Boot dem dunklen und ungewissen Meer

ausgesetzt – ich glaube nicht daran, zu unseren Lebzeiten lichte Gestade zu erreichen.

Ich merke, dass das Schreiben ein Verführer ist. Man wird von vermutlich nur zeitweiligen Gefühlen gepackt, in Winkel seines Wesens getragen, die man einmal aufdecken, aber dann schnell wieder zudecken möchte, man schafft sich selbst ein unheimliches Dunkel, beginnt sich zu fürchten und ruft sich Mut zu – und wiederum überflutet man das Vergangene mit sanften und grellen Lichtern, die die Wahrheit verzerren könnten.

Lieber Joshua, ich gerate in Gewissensqualen, je mehr der unerträgliche Zwang in mir wächst, weiterzuschreiben. Ich wollte Dir eine objektive Schilderung geben – eine präzise Wahrhaftigkeit, aber ich werde davongeschwemmt. Kann ich vor Dir glaubhaft bleiben? Ich denke an Dich mit der erwartungsvollen Zärtlichkeit, die ich für meine eigenen ungeborenen Kinder gefühlt habe, die grenzenlosen Fantasien, was für Menschen aus ihnen werden könnten, begabte, schöpferische, gütige und schöne Menschen, Menschen mit großen Gedanken und hohen Zielen, mit Mut und Selbstlosigkeit, große Maler, Musiker, Dichter oder Wissenschaftler.

Wie viel Hoffnung knüpft sich an das erste kleine Pochen im Mutterleib. Der Moment der Geburt birgt in sich ein zweifaches Gefühl – das unerhörte Glücksempfinden, wenn man das Kindchen zum ersten Mal im Arm hält, und zugleich einen Abschiedsschmerz von einem geliebten Unsichtbaren, Grenzenlosen. Am stärksten ist dieses Gefühl vielleicht bei der ersten Geburt, aber es stellt sich bei jeder Schwangerschaft erneut ein.

An Dich, mein kleiner Joshua, werden nun keine solchen Erwartungen gestellt. Du bleibst, was Du bist in Deiner ewigen Gegenwart. Kannst Du uns hören? Willst Du, dass ich weitererzähle? Weißt Du, dass ich dem Hellwig in meiner Kindheit sonntagmorgens Geschichten erzählen musste, damit er die Eltern nicht störte? Ich habe auch einmal Märchen geschrieben, die sogar im Wiener Rundfunk gesendet wurden. Auch existieren von mir zwei

Romanfragmente! Von dem einen nur die Überschrift: »Die Anleihe des Herrn Wehmütig«, sie ist aus einem Traum aufgetaucht. Auch der zweite Roman blieb ungeschrieben. Er hat mich aber jahrelang begleitet und sollte eine Geschichte des Judas Ischarioth sein, und zwar die eines tragischen Judas, der an dem sanften, unbeirrbaren, leuchtenden Christus und am eigenen Unvermögen zugrunde geht.

Aber ich habe gar nicht erst versucht, ihn zu schreiben.

Hamburg, Loogestieg 17

Hamburg, Loogestieg 17. Dort haben wir fast zwanzig Jahre lang gewohnt. Es ist eine kurze stille Straße zwischen der Hochbahnüberführung als Grenze zu den vornehmeren Villenvierteln von Harvestehude und der verkehrsreichen Eppendorfer Landstraße, an deren einer Ecke Café Nobiling und an deren gegenüberliegender Seite der kleine Laden von Krämer Meier lag.

Noch heute löst die Erinnerung an den Krämerladen jenen unbestimmbaren Geruch der tausenderlei Vielfalt aus, die es dort zu kaufen gab. Mit dem Sohn Callie habe ich »Mutter und Kind« gespielt, wobei er – obgleich zehn Jahre älter als ich – stets als Kind fungieren musste, was er mir übrigens viele Jahre später, als ich ihn nach dem Kriege besuchte, lächelnd vorhielt. Die Loogestieg-Kinder spielten meist im Andreasbrunnen, einer angrenzenden Querstraße, und unterhielten friedliche Beziehungen zu den dortigen Kindern, während zu den Kindern des Woldsenwegs, der nächsten Parallelstraße zum Loogestieg, periodenweise Bandenkriege ausbrachen.

Loogestieg 17 war wie alle anderen Häuser ein weißverputztes Etagenhaus im Jugendstil mit Balkons, die zur Sommerzeit untereinander mit ihren bunten Blumenkästen wetteiferten. Ganz oben wohnte das Hauswartsehepaar Glamann, rundlich und kinderfreundlich mit zwei Söhnen, beide älter als wir. Dem älteren wurde von einem Jungen aus dem Nachbarhaus mit einem Luftgewehr »ein

Auge ausgeschossen« – so hieß es. Den »Täter«, dem das aus Versehen passiert war, konnte ich nur mit Schauern ansehen und bis heute weiß ich seinen Namen.

Über uns, im dritten Stock, wohnten mein Onkel Hans Paschen und Tante Irm mit meinen beiden Cousinen. Später, als mein Onkel gelähmt war und die Treppen nicht mehr steigen konnte, tauschten die Paschens ihre Wohnung mit der Familie Hofmann, die ursprünglich parterre gewohnt hatte. Die entscheidenden Jahre meiner Kindheit wohnten die Hofmanns jedenfalls in der Parterre-Wohnung. Die Familie bestand aus dem Hausherrn, einem großen beliebten Kaufmann, seiner unverheirateten Schwester, seiner wunderschönen spanischen Frau und den beiden Söhnen Edgar und Gerald, genannt »Bübchen«. Edgar war zwei Jahre älter, »Bübchen« um ebenso viel jünger als ich.

Edgar und ich waren stets ein Herz und eine Seele. Er war ein großer schöner Junge mit veilchenblauen verträumten Augen. Wir veranstalteten Theatervorstellungen, gruselten uns beim »Einkriegen im Dunkeln«, spielten Fußball im Garten, rauchten Eichenblätter in der Höhle unterhalb des hinteren Balkons und krochen durch die Zäune in den Nachbargarten, der eine runde Hütte besaß, die wir als unser Schloss betrachteten. Die Hintergärten waren durch eine lange Allee doppelter Linden so schattig, dass nichts in ihnen wuchs außer ein paar Sträuchern, daher eigneten sie sich auch wunderbar zum Fußballspielen. Edgar war ein idealer Spielgefährte, ich habe mich nie mit ihm gestritten und dachte immer, dass einmal ein Dichter aus ihm werden könnte. Leider hat er sich später zu Tode getrunken.

In der Wohnung neben uns wohnte ein älteres jüdisches Ehepaar, Mendel, dessen Ziehsohn, einem Maler, meine erste große Liebe galt. Ich pflegte mittags, wenn er sich zum Essen einstellte, am Schlüsselloch zu warten, um ihn, wenn auch nur kurz, sehen zu können. Wenn ich ihm im Treppenhaus begegnete, wurde mir siedend heiß und ich wäre am liebsten unsichtbar geworden, wünschte mir aber zugleich, dass er mich eines Tages »entdecken« und malen würde. Ich glaube, er hat mich nie beachtet. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Seine Zieheltern sind im Konzentrationslager umgekommen.

Unterhalb der Mendels wohnte das Ehepaar Waiblinger, das erst nach vielen Jahren der Kinderlosigkeit, etwa zur gleichen Zeit wie meine Mutter, einen Sohn bekam. Dieser Junge, der ebenfalls »Bübchen« genannt wurde, war Halbjude wie Hellwig und ich. Während der Nazizeit traf ich ihn auf der Straße einmal mit einem Naziabzeichen, worauf ich ihm eine solche Ohrfeige versetzte, dass er zum Arzt gehen musste. Vater Waiblinger hielt die ganze Nazizeit über treu zu seiner jüdischen Frau und es gelang ihm, durch hartnäckige Nachforschungen herauszufinden, in welchem Lager sich »Bübchen« befand und ihn bei Kriegsende zu befreien.

Meine Cousine Hilde

Die allerwichtigste Person in unserem Haus aber war meine Cousine Hilde, die mir bis zum heutigen Tage wie eine Schwester ist. Wie soll ich die Empfindungen zwischen Menschen im Verlauf ihres Alterns beschreiben? Vielleicht muss ich vorausschicken, dass wir schon vor unserer Geburt im Wettlauf um den Namen »Ingeborg« lagen. Da ich zehn Monate älter bin, machte ich das Rennen. Diese sieghafte Position hat sich irgendwie durch unser ganzes Leben gezogen. Ich blieb ihr Tyrann und sie hing mit Liebe an mir. Sie ordnete sich meinen Wünschen unter – meist freudig und ohne Widerspruch. Und doch behielt sie eine Selbständigkeit, durch die sie mir entglitt, sobald ich sie fester greifen wollte. Vor allem besaß sie etwas, nach dem ich mich meine ganze Kindheit hindurch und vielleicht bis jetzt gesehnt habe. Sie besaß vor den anderen drei Enkeln eindeutig den zweiten Platz im Herzen meiner Großmutter – nach meiner Mutter, die den ersten einnahm. Ich liebte diese kleine Omima mit einer heißen und eifersüchtigen Leidenschaft und hätte alles hingegeben, um die Plätze in Omimas Herzen tauschen zu können. Ich erinnere mich, dass ich sie sogar bedrängt habe, »warum kannst du nicht wenigstens uns beide gleich liebhaben?« Worauf mich Omima bekümmert zu trösten versuchte und mir erklärte, dass Hilde die ersten Lebensjahre – während

der Internierung ihrer Eltern in Spanien – doch bei ihr aufgewachsen und damit eine besondere Nähe entstanden sei. Ihre Beteuerung, »sonst« habe sie mich gleich lieb wie Hilde, konnte meinen Schmerz nicht lindern. Ich ahnte auch, dass die Gründe für Hildes »Bevorzugung« tiefer lagen.

Omimas Wesen war durchdrungen von Liebe zu uns allen, Kindern, Enkeln und Urenkeln, von völlig selbstloser Sorge für uns. Ich habe nie ein böses, nicht einmal ein kritisches Wort von ihr gehört. Aber ihre vordringlichste Liebe galt den beiden, die sie als die verletzlichsten empfand: meiner Mutter, die unter dem tyrannischen Vater eine schwere Kindheit gehabt hatte, und Hilde, die zart und zerbrechlich, gefügig und träumerisch schien. Es war sicherlich ein Gefühl des Beschützenwollens, das Omimas Liebe zu diesen beiden so gesteigert hat. In meine Liebe zu Hilde mischte sich stets ein Tropfen schmerzlicher Eifersucht. Wir waren außerdem sehr verschieden: Hilde war zart und blauäugig, eine kleine Märchenprinzessin mit einer schimmernden dicken Haarkappe aus langen rötlichblonden Zöpfen, die sie – wie auch ich meine widerspenstigen braunen – über den Kopf gesteckt trug. Wir beschlossen übrigens eines Tages, die Zöpfe zu beseitigen. Ich erinnere mich, wie wir im Badezimmer eine wahre Orgie der Zerstörungswut feierten, wobei das Resultat bei Hilde durch mein Dazutun schlimmer ausfiel als bei mir. Meine Großmutter schien über unsere Verunstaltung ganz untröstlich.

Mit Hilde ließ es sich sehr gut spielen. Wir liebten es, Schiff zu spielen: Ein umgekippter Tisch stellte das Boot dar, das mit Segeln an den Tischbeinen den stärksten Stürmen der Ozeane trotzte. Hilde musste immer der Schiffsjunge sein, während ich mir die Position des Kapitäns vorbehielt. Ich kann mich erinnern, dass Hilde mich einmal schüchtern fragte, ob sie nicht auch einmal Kapitän sein dürfe, und ich ihr kategorisch klarmachte, dass sie das Schiff auf keinen Fall durch die Gefahren der Ozeane steuern könne. Sie fügte sich – etwas enttäuscht – und bis heute plagt mich das Gefühl von damals, dass ich mich als egoistisches Scheusal empfand, aber doch lieber Kapitän bleiben wollte.